

Sollte man, statt von Erneuerung zu reden, nicht lieber überlegen, in welcher Weise die heiligen Geheimnisse zu feiern seien, damit dieser heutige Mensch mit seiner Wahrheit in ihnen stehen könne?

Romano Guardini

Eine neue Liturgiereform?

Das gottesdienstliche Leben der Kirche steht gegenwärtig nicht im Rampenlicht. Auch wenn die Zahl der regelmäßigen Besucher kleiner geworden ist; daß zumindest Sonntag für Sonntag in einigen tausend Kirchen Gottesdienst gefeiert wird, ist eine unbefragte Selbstverständlichkeit. Für die meisten Christen, die am kirchlichen Leben aktiv teilnehmen, gehört der Gottesdienstbesuch zum Kernbestand ihrer religiösen Praxis. Für viele Menschen, die der Kirche entfremdet sind, ist Gottesdienst ein Relikt aus fernen Kindertagen oder ein Ritual, dem man wenig Sinn abgewinnen kann und mit dem man kaum noch in Berührung kommt. Kirche begegnet ihnen eher in ihren öffentlichen Äußerungen oder in manchen ihrer Repräsentanten.

Auch innerkirchlich macht das Thema Gottesdienst *keine Schlagzeilen*. Die vom Zweiten Vatikanum eingeleitete Neuordnung der Liturgie ist abgeschlossen und hat sich im konkreten Leben der Gemeinden konsolidiert und bewährt. Es gibt zwar immer noch vereinzelte *Nachhutgefechte*, die aber durchweg von kleinen Gruppen geführt werden: Sei es von traditionalistischen Kreisen, für die mit der „neuen Messe“ an Grundfesten der katholischen Tradition gerüttelt wird, sei es von Kritikern, die aus eher ästhetischen Gründen die Liturgiereform beklagen, weil sie eine in Jahrhunderten gewachsene Kunstform beschädigt oder sogar zerstört habe.

Im Gottesdienst treffen sich viele Spannungsfelder

Aus all dem zu folgern, man könne diesen Bereich kirchlichen Lebens unbefragt auf sich beruhen lassen, wäre aus mehreren Gründen kurzschlüssig. Nicht umsonst hat das Zweite Vatikanum die Liturgie als Quelle und Höhepunkt des Lebens der Kirche bezeichnet. Zwar ist das Christentum alles andere als eine Kultreligion, in der das Heil vor allem vom genauen Vollzug gemeinschaftlicher Riten abhängt. Der Gottesdienst ist seit seinen Anfängen aber dennoch in mehrfacher Hinsicht wichtigster *Kristallisa-*

tionspunkt: In ihm wird der Glaube in Wort und Zeichen ausdrücklich; er führt die vielen einzelnen mit ihren unterschiedlichen Glaubens- und Frömmigkeitsformen zu einer betenden und feiernden Gemeinschaft zusammen; er schlägt eine Brücke zwischen der Gegenwart und dem christlichen Ursprungsgeschehen und bewahrt gleichzeitig in Gebeten, Zeichen und Bildern Traditionselemente aus den verschiedensten Jahrhunderten auf.

So unverzichtbar der Gottesdienst als eine Grundfunktion einer christlichen Gemeinde ist, so sehr steht er gegenwärtig in einem von vielen Faktoren bestimmten *Spannungsfeld*. Für den katholischen Bereich ist das gerade im Zuge der nachkonziliaren Liturgiereform deutlich geworden, die mit grundlegenden kirchlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen zusammenfiel. In den Jahren der notwendigen Neuordnung, zu denen unvermeidlich auch Provisorien, Unsicherheiten und Experimente gehörten, kam erst richtig zum Vorschein, ein wie spannungsreiches und vor allem *empfindliches Geschehen* der Gottesdienst der Kirche darstellt. Nicht zuletzt deshalb entwickelte sich auch aus der Liturgiereform weit mehr, als mit ihr ursprünglich beabsichtigt war. Sie wurde zu einem Katalysator, der viele Fragen und Schwierigkeiten erst wirklich bewußtmachte, ohne daß man das einfach denen anlasten könnte, die sie durchgeführt haben.

Dazu gehört etwa die Balance zwischen situationsbezogener Kreativität und traditionell vorgegebener Struktur des Gottesdienstes, vor allem natürlich der Eucharistiefeier. Sie mußte zum Problem werden, wenn an die Stelle eines vielfach unreflektiert angeeigneten Rituals die Förderung von Verständlichkeit und aktiver Teilnahme trat. Gleichzeitig brach sich das Verlangen Bahn, im Gottesdienst die eigenen, auch *aktuellen Anliegen und Probleme* wiederzufinden und ausdrücken zu können, verbunden mit der Suche nach einer alltagsnäheren und gegenwartsbezogeneren Sprache von Liedern und Gebeten. Dabei entstanden vielfach Texte und neue Ausdrucksformen, die sich inzwi-

schen bewährt haben und aus dem gottesdienstlichen Leben nicht mehr wegzudenken sind. Die unvermeidlichen *Schattenseiten* waren teilweise (und sind) geschwätzig, Aktualitätshascherei, leichtfertiger Umgang mit Traditionselementen, Zurücktreten von Qualitätsmaßstäben Sprache oder Musik. Spannungen ergaben sich auch aus dem legitimen Anliegen, im Gottesdienst der besonderen Lebenssituation der einzelnen Gruppen oder Gemeinden Rechnung zu tragen, etwa in Jugend- oder Studentengottesdiensten.

Schließlich fielen die Jahre der vom Konzil eingeleiteten liturgischen Veränderungen zusammen mit kulturellen und theologischen Grundströmungen, die sich auch auf das gottesdienstliche Leben auswirkten, zumindest tendenziell. Wo man den christlichen Glauben vor allem als *gesellschaftsverändernde Praxis* verstand, rückte der Gottesdienst in den Hintergrund oder wurde primär als Anstoß oder als Ort für die Reflexion solcher Praxis verstanden. Stärker wirkte sich der Trend zur *Entsakralisierung* aus, zur Kritik am vermeintlich „magischen Rest“ im Christentum. Er nahm zwar wichtige kultkritische Elemente aus der christlich-jüdischen Tradition auf und schärfte den Blick für bedeutungslos gewordene Riten und Zeichen. Gleichzeitig verstärkte sich damit aber die ohnehin vorhandene Tendenz, im Gottesdienst vor allem auf das Diskursiv-Rationale zu setzen und daher mißtrauisch zu sein gegen unverständliche Geheimnisthaftigkeit.

Zwischen Ablehnung und neuer Selbstverständlichkeit

Von Entsakralisierung als notwendigem Impuls des christlichen Glaubens ist bekanntlich schon seit geraumer Zeit kaum mehr die Rede. Das ändert aber wenig an der Tatsache, daß religiöse Vollzüge in einer sich immer noch stärker säkularisierenden Umwelt weithin *ortlos* und *verloren* wirken. Davon ist gerade der Gottesdienst betroffen: Zu früheren Zeiten war er eingebettet in ein dichtes Netz von privaten und gemeinschaftlichen religiösen Vollzügen, von selbstverständlichen Bildern, Verweisen und Zeichen, die in der Öffentlichkeit unübersehbar präsent waren und in der religiösen Sozialisation mehr oder weniger bewußt weitergegeben wurden. Die mittelalterliche Kathedrale stand nicht nur geographisch im Mittelpunkt einer Stadt, sie war es auch wirklich.

Demgegenüber ist heute der Gottesdienst der Kirche vielfach *letztes Residuum ausdrücklicher religiöser Praxis*. Nicht nur die öffentliche Präsenz christlicher Symbole und Glaubensinhalte ist weithin verschwunden, auch viele Ausdrucksformen der Volksfrömmigkeit sind außer Übung gekommen, darunter die meisten traditionellen Formen des nichteucharistischen Gottesdienstes wie Andachten oder Prozessionen, ohne daß etwas Neues an ihre Stelle getreten wäre. Hier haben sich wiederum ungewollte Auswirkungen der Liturgiereform mit der gesamtgesellschaftlichen Säkularisierung verschränkt. Gleichzeitig gibt es aber gewisse *Verschiebungen* in der

kulturell-gesellschaftlichen Stimmungslage, die auch den Kontext verändern, in dem die Kirche ihren Gottesdienst feiert: Mit dem Mißtrauen gegen einen banal gewordenen Fortschrittsglauben und dem Ungenügen an Funktionalität und isolierter Rationalität geht vielerorts eine Wiederentdeckung der Bedeutung von Symbol, Mythos, Kult und Ritual einher. Wo sich religiöse Bedürfnisse wieder stärker zu Wort melden, nimmt auch das Verständnis für nicht alltägliche, der verbreiteten Geheimnislosigkeit entgegengesetzte Vollzüge zu, ohne daß sich solche Sehnsüchte einfach auf den christlichen Gottesdienst richten würden.

Auch innerhalb der Kirchen sind Akzentverlagerungen in ähnlicher Richtung nicht zu übersehen. Es gibt nicht zuletzt in Teilen der Jugend eine *neue Selbstverständlichkeit*, Gottesdienst zu feiern, die sich nicht nur auf Katholiken und Kirchentagen äußert. Das Bedürfnis ist gewachsen, sich der eigenen Identität im ausdrücklichen gottesdienstlichen Vollzug zu vergewissern, den Glauben in sichtbaren Zeichen gemeinschaftlich auszudrücken. Dabei spielen das größere Verlangen nach nicht diskursiven, spielerisch-emotionalen Formen der Kommunikation ebenso eine Rolle wie die Suche nach Freiräumen von vermeintlichen oder wirklichen Zwängen oder spirituelle Anstöße, die bewußt Kampf und Kontemplation verbinden wollen.

Damit ist allerdings dem Gottesdienst der Kirche noch nicht einfach aufgeholfen. Die oben genannten Spannungen sind durch eine teilweise gewachsene Bereitschaft zur gottesdienstlichen Feier keinesfalls aus der Welt. Dazu kommt, daß der christliche Gottesdienst *nicht einfach alle Erwartungen erfüllen kann* und darf, die sich in der Kirche artikulieren oder als diffuse religiöse Bedürfnisse sichtbar werden. Weder kann er einfach zu einem Anlaß werden, um ästhetisch wertvolle Texte, Kompositionen und Riten zu goutieren oder zu bestaunen, noch kann er ein sakrales Ritual sein, das Sehnsüchte befriedigt und den geheimnislosen Alltag vergessen läßt. Sonst wäre er letztlich mit anderen kultischen und meditativen Angeboten austauschbar. Ebenso wenig kann der gewöhnliche, allsonntägliche Gottesdienst alles das einlösen, was gerade von Jugendlichen als Gemeinschaftserlebnis und spirituelle Bereicherung entweder in großen Gottesdiensten bei besonderen Anlässen oder aber in der Eucharistiefeyer mit der kleinen Gruppe erfahren wurde.

Was Gottesdienst eigentlich ist

Dennoch liegen in der veränderten Einstellung zum Gottesdienst Chancen, trotz ihrer unübersehbaren Ambivalenz. Wo die Einsicht wächst, daß Gottesdienst gerade als solcher gut und wichtig für den Menschen ist, kann das die Bemühungen um Gestaltung der liturgischen Feier und die Vermittlung ihres Gehalts auch an Außenstehende erleichtern. Dafür müssen allerdings ganz bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein. Vor allem muß klar sein, was christlicher Gottesdienst von seinem Wesen und von seiner Geschichte her ist und was nicht; er muß in sei-

ner *Eigenwirklichkeit* wahrgenommen und akzeptiert werden. Eberhard Jüngel hat einmal für das Spezifikum der christlichen Feste im Ablauf des Kirchenjahres den Begriff der „Unterbrechung“ verwandt. Feste und Feiern, das gilt anthropologisch wie auch theologisch, unterbrechen den gewohnten zeitlichen Ablauf, ohne daß sie deswegen aus der Zeit herausfallen. Auch jeder Gottesdienst ist seinem Wesen nach eine *Unterbrechung*: Durch seine vorgegebene Struktur schafft er Abstand zu den eingespielten Alltagsritualen; er führt die Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausdrücklich zusammen, in denen sich der christliche Lebensvollzug abspielt. Er konfrontiert in der Wortverkündigung und im Gedächtnis von Tod und Auferstehung mit dem, worum es im Glauben an Gott und an Jesus Christus eigentlich geht. Gleichzeitig ist jeder Gottesdienst als Feier Überschuß und Vorschein, den es als Gegengewicht zur immer fragmentarischen werktäglichen Praxis des Glaubens braucht. Er erleichtert überdies gerade durch seine festen Formen, seinen Rückgriff auf die Tradition und durch die Verwendung elementarer Symbole die Identifikation mit dem Verkündeten und Gefeierten.

Auf dieser Grundlage lassen sich die Fragen nach der konkreten Gestaltung des Gottesdienstes angehen, lassen sich auch Einseitigkeiten vermeiden. Weder Kreativität noch Emotionalität sind Selbstzweck, auch wenn sie im gottesdienstlichen Geschehen ihren notwendigen Platz haben. Weder sind Abwechslung und Vielfalt der verwendeten Texte oder Gesänge ein Wert an sich noch das Beharren auf bestimmten Gestaltungselementen aus nur ästhetischen Gesichtspunkten. Vielmehr müssen sich alle diese Elemente an der Mitte und an der Eigenwirklichkeit der Gottesdienste messen lassen. Das gilt natürlich in ganz besonderer Weise für die Eucharistiefeyer als den Kern gottesdienstlichen Vollzugs. Gerade neue Bemühungen in den protestantischen Kirchen, dem eucharistischen Gottesdienst stärkeres Gewicht zu geben und dadurch bewußter an die traditionelle Grundstruktur des christlichen Gottesdienstes anzuschließen, machen deutlich, welche Chance für die katholische Kirche sich daraus ergibt, daß sie diese Hochform des Gottesdienstes als sonntägliche Feier beibehalten und durch die Liturgiereform von Überfremdungen und Entstellungen befreit hat. Die geprägte Form der Messe kann von sich aus manche Versuche abfangen: Sie setzt der Subjektivität des Zelebranten ebenso Grenzen wie problematischen Ansprüchen von Gruppen auf den ihnen gemäßen Gottesdienst.

Es braucht eine liturgische Pädagogik

Allerdings kann auch die beste Vorgabe nur zur Entfaltung kommen, wenn sie mit der entsprechenden Einführung behandelt wird. Viel Kritik am gegenwärtigen Stand des gottesdienstlichen Lebens in den Gemeinden wäre gegenstandslos, würde überall der Vorbereitung und Gestaltung gerade der *sonntäglichen Eucharistiefeyer* mehr Aufmerksamkeit geschenkt und gäbe es ein größeres Maß an liturgischer Sensibilität: Es wird immer noch zu viel ge-

redet, obwohl doch der sorgfältig gestaltete Gottesdienst sich selbst erklärt und keine zusätzlichen Kommentare braucht. Man erlebt immer wieder Eucharistiefeyern, bei denen in der Auswahl der Lieder und Musikstücke gedanken- oder einfallslos vorgegangen wird. Es gibt Gottesdienste, die zu sehr auf den jeweiligen Anlaß oder auf die Bedürfnisse einer Gruppe oder auf ein bestimmtes Anliegen hin funktionalisiert sind. Oft ist dagegen auch eine zu starke Nivellierung festzustellen: Es wird nicht genug beachtet, daß es auch im gottesdienstlichen Leben der Kirche Höhepunkte geben muß, die mit besonderer *Festlichkeit* gestaltet werden können.

Hier liegt bei allen an der Gestaltung der Gottesdienste Mitwirkenden eine Verantwortung, die nicht auf die leichte Schulter genommen werden darf. Den Gemeinden müßte die Gestaltung des Gottesdienstes ein elementares Anliegen sein, ohne daß damit die anderen Grundfunktionen – Verkündigung und Diakonie – vernachlässigt werden müßten. Viel hängt auch davon ab, ob das Fach Liturgie in der Aus- und Fortbildung aller im pastoralen Dienst Tätigen den Stellenwert hat, der ihm zusteht.

Eine liturgische Pädagogik als Hinführung zur Eigenwirklichkeit und zu den Formelementen des Gottesdienstes, die zu Zeiten der Liturgiereform vielfach vernachlässigt oder ganz versäumt wurde, kann generell gute Dienste leisten. Auch manche Priester haben hier einen Nachholbedarf. Allerdings sind viele Pfarrer gerade durch die Häufung von Eucharistiefeyern am Wochenende so stark belastet, daß man ihnen selten Vorwürfe machen kann. Zur liturgischen Pädagogik in einem weiteren Sinn gehört deshalb auch die stärkere Förderung von *nicht-eucharistischen Gottesdienstformen*. Sie bieten Möglichkeiten zur freieren Gestaltung, zum ausdrücklicheren Bezug auf einzelne Gruppen und Situationen wie auch zum Experiment mit Texten, Liedern und zeichenhaften Gestaltungselementen, die die allsonntägliche Eucharistiefeyer der ganzen Gemeinde sowohl befruchten wie entlasten können. Schließlich hat schon die Würzburger Synode darauf aufmerksam gemacht, daß nichteucharistische Gottesdienste auch den Zugang zum gottesdienstlichen Vollzug überhaupt erleichtern können. Je geringer die Zahl derer ist, die den Gottesdienst regelmäßig und bewußt mitfeiern, desto wichtiger wird dieses Anliegen.

Es überrascht nicht, wenn in den letzten Jahren hie und da die Forderung nach einer neuen, *zweiten Liturgiereform* auftaucht. Sie speist sich nicht aus Nostalgie und schiebt auch nicht die Schuld an Schwierigkeiten mit dem Gottesdienst der Liturgiereform des Konzils zu. Worauf es bei einer zweiten Phase der liturgischen Erneuerung ankäme, wäre: in einem behutsamen Lernprozeß die Anzeichen für ein neues Verständnis für Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von Gottesdiensten aufzugreifen und auszubauen. Daraus könnte sich schließlich eine selbstverständlichere Verbindung von gottesdienstlicher Feier und alltäglicher Glaubenspraxis ergeben; der Gottesdienst nicht als Flucht aus dem Alltag des Glaubens, sondern als seine unerläßliche Verdichtung.

Ulrich Rub